

Zeitschrift:	Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band:	16 (1926)
Heft:	36
Artikel:	Die Geschichte des Heinrich Lentz [Fortsetzung]
Autor:	Huggenberger, Alfred
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-644860

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Sie Sennersche in Wort und Bild

Nr. 36
XVI. Jahrgang
1926

Bern
4. September
1926

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst, gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern
Redaktion: Dr. Hans Brächer, Muristrasse Nr. 3 (Telephon Christoph 31 42); Jules Werder, Neuengasse Nr. 9 (Telephon Bollwerk 33 79)

Sommer am Bielersee.

Von Rob. Scheurer.

Wie leuchtet du in heißen Sommertagen,

Du blauer See, in dem das Eiland ruht!

Es flimmert über dir wie Goldgeschmeide,

Und Fische schnellen blixend aus der Flut!

Ein grüner Rahmen sind dir rings die Wälder,

Die Rebenhänge und des Röhrichts Strand,

Die weißen Häuser drin wie Edelsteine,

Schmuck eingesetzt von eines Meisters Hand!

Und diese Ruhe! Weich, wie traumverloren,

Hält selten kaum ein Bahnpfiff durch die Lust;

Einsamen Fischers dumpfe Ruderschläge

Sind hier das Einz'ge, was dem Echo ruft,

Wie steht der Sänger da in seinem Banne,

Du schöner See! Wie schweift sein Geist zurück

In jene seliggold'nen Jugendtage,

Da du ihm selber bottst das höchste Glück!

Die Geschichte des Heinrich Lenz.

Von Alfred Huggerberger.

Heinrich weidete sich neidlos am Glück des neu gebackenen Bräutigams, wobei er auch einer kleinen Schadenfreude gegenüber dem abgeblitzten Kasparshuber Mitbewerber unbedenklich Raum gönnnte. Heimlich dachte er fast immer an Sabine Bucher. In einer Anwandlung von Vertrauensseligkeit war er mehrmals auf dem Punkte, dem Gefährten etwas von seinem guten Willen zu ihr zu verraten und ihn um seine Meinung zu fragen; doch ließ ihn dieser nicht zu Worte kommen. Und nun berichtete ihm Herger, während sie eben vom schmalen Fußweg in die Fahrstraße einschwenkten, in ahnungsloser Aufgeräumtheit, wie ihm seine Braut heute abend etwas sehr Lustiges erzählt habe. Nämlich das Seiden-Bucherli habe sich mit einem sechzigjährigen Wittling verlobt, mit dem Leininger in Kasparshub. Der Zelleggbauder Rösch, ihr Brotherr, habe selber den Kuppler gemacht. Die Sabine habe halt wahrscheinlich aus Täubi gegen den Radhofer so schnell ja gesagt, und weil sie sonst auf den Winter an den Rumpelwebstuhl hätte sitzen müssen.

Heinrich hielt sich ganz still, scheinbar teilnahmslos. Das Reden wäre ihm schwer gefallen. Neben Hergers weitere geschwätzige Mitteilungen hinweg klang der kurze blanke Tatschlag der Schritte auf der harten Straße, fast wie aus einem Traumland kommend, in sein Ohr. Es war ihm, wie wenn sie beide, er und der Kamerad, über sein einfältiges Lebensglück hintrampeln würden...

Am nächsten Vormittag traf sich Heinrich Lenz schon früh vor neun Uhr hinter einem Dreier Wein in der untern Röhlstube. Es war ihm nicht recht klar, wie und warum

er nach dem Füttern da herübergekommen; fast wie einen Fremden konnte er sich selber beim Einschenken beobachten.

Die Wirtin wunderte sich auch, ihn so unzeitig als Gast zu sehen; insbesondere war sie neugierig auf die Herkunft des blau unterloffenen Males über seinem rechten Auge und ärgerte sich darüber, daß Heinrich ihre schlau ausholenden Fragen einfach überhörte. Er habe bloß einmal sehen wollen, was sein Heimwesen mit dem Dachgiebelchen und der Jahrzahl von dieser Seite her für eine Falle mache, meinte er so nebenbei. Zur Bekräftigung seiner Ausrede stellte er sich jetzt breitspurig an ein Fenster, um aber sogleich unwillkürlich einen Schritt zurückzutreten: Sabine Bucher ging eben mit einem Körbchen am Arm am Hause vorbei und steuerte nun auf den schräg gegenüberliegenden kleinen Ullerleiladen der Neideggerin zu.

Heinrich hatte augenblicklich einen Entschluß gefaßt. Er bezahlte und drückte sich, um von Sabine nicht gesehen zu werden, durch die hintere Tür hinaus mit dem Vorgetheue, daß er mit dem Holzhändler Preschli im Unterdorf etwas abzumachen habe. Verschwiegene kleine Seitengäßlein brachten ihn bald auf die wenig begangene Zelleggstraße hinüber, auf der er sich mit einiger Hast, nicht ohne verstohlenes Umschauen, nach dem magern Zeltholz hinaufwandte. Hinter einem dichten Wachholdergestrüpp versteckt, hielt er dort von Zeit zu Zeit scharfen Ausschlag nach dem offenen Weg hinab und beschäftigte sich daneben neuerdings mit einem in schlafloser Nacht vielfach erdauerten und erwogenen Plan. Wenn er alles, aber auch alles daran setzte, mußte

es doch wohl möglich sein, Sabine von dem ihm ganz unverständlichen Vorhaben abzubringen.

Es dauerte nicht gar lange, bis er die mit Spannung Erwartete ziemlich raschen Schritte von weitem den Wald heraufkommen sah, worauf er sachte aus seinem Schlupf heraustrat und ihr als ein zufällig des Weges Gehender langsam bergab entgegenschlenderte. Sie trug das Binsenkörbchen am Arm, das er an seiner wunderslichen Form sogleich erkannte, obwohl es in der langen Zeit, die zwischen heut und jenem denkwürdigen Markttage lag, sein festliches Aussehen ganz eingebüßt und das Werktagsgewand angezogen hatte.

Aber auch seine hübsche Trägerin schien sich seit der ersten kurzen Begegnung an der Lenzenhalde verändert zu haben. Eine gewisse derbe Entschlossenheit regierte jetzt auf ihrem Gesicht, und die damals glattgescheitelten Haare waren gleichsam wieder ein wenig wild geworden.

Heinrich wünschte mit möglichster Gelassenheit einen guten Morgen, welchen Gruß sie schnippisch erwiderete. Da er aber stehengeblieben war, durfte sie mit guter Art auch nicht ohne weiteres an ihm vorbei und ihrer Wege gehen.

Ob man also gratulieren dürfe, fragte er. Er sah den blanken Ring an ihrer Hand, und ohne daß er dafür konnte, klang etwas wie verhaltener Spott aus seinen Worten, als er seiner Frage jetzt die Bemerkung beifügte: „Es hat scheint's pressiert. Die Dahinter sind sonst auf dem Lenzenholz nicht Mode...“

Sie preßte die Lippen leicht aufeinander und sah ihn mit einem beinahe feindseligen Blide an. „Die Herren Edigen von Lenzenholz haben mir nichts zu befehlen und auch nichts vorzuhalten“, sagte sie scharf.

„Halt' ich dir etwas vor?“ wollte er sie begütigen. Aber er brachte gar nicht den im Herzen gemeinten Ton in seine Stimme. Ihr unfreundliches, abweisendes Wesen hatte etwas Verlebendes für ihn. Ja, in seinem Innersten hatte er bereits leichten Raufes alle Hoffnung aufgegeben. „Etwas sagen darf man doch? — Wenn man dazu weiß, wie du früher einen Dertligeist gehabt hast.“

Sie war nun wirklich zornig geworden. Ihre Augen flammerten, und das Mal auf ihrer Wange trat stärker hervor.

„Geh' mir weg mit dem dummen Gered! Ich weiß jetzt, was ihr da im Lenzenholz für Kerle seid, alle miteinander! Wo einer einen Geldsack riecht, läuft er sich die Beine unterm Leibe weg. Aber eine, die nichts hat, die ist bei euch verachtet wie ein Budelhund! Eben darum, weil's euch in die Nasen heißt, hab' ich's getan! Eben darum!“

Damit wandte sie sich von ihm ab und schritt ohne Gruß bergan.

Er verharrete einen Augenblick wie angefroren auf seinem Platz, dann ging er ihr zögernd nach.

„Du — — Sabine!...“ Der leise, bittende Unterton in seinem Anruf bannte sie, sie sah sich verwundert nach ihm um und blieb unschlüssig stehen, während er sich ihr langsam näherte.

„Ich hab' dich doch noch etwas fragen wollen!“

„Was denn?“ drängte sie unfreundlich, als er sie bis auf ein paar Schritte eingeholt hatte.

Er versuchte, sie anzusehen, aber sein Blick prallte an ihrer Unnahbarkeit ab. Indem er mit dem Finger auf das Körbchen an ihrem Arm hinwies, klautete er mühsam ein paar Worte zusammen. „Weißt du auch noch — — was einmal da in diesem Körbchen gelegen hat?“

Es lag etwas Gequältes in dem klaren, knappen Blick, mit dem sie ihm jetzt in die Augen hineinsah; sie war auf eine Sekunde verlegen. Aber gleich brach sie in ein kurzes, trockenes Lachen aus. „Derlei Kindersachen hab' ich schon lang' vergessen. Was bloß aus Zucker und Teig gemacht ist, das gilt bei mir nicht viel.“

Und nun wurde sie plötzlich wieder heftig und streitbar. „Du hast am Ende gar gemeint, ich sei dumm genug, um den Gottswillen auf einen zu warten, der nicht weiß, wozu man auf der Welt ist? Auf den dritten Heinrich, der für andere Schildwache steht und sich den Schädel halb einschlagen läßt, damit die Mehlpulplung einen Mann bekommt. Derweil kommt' sich unsereins am Webstuhl einen Buckel holen. Nein, danke schön!“

In diesem Augenblick kam ihm ihr Wesen fremd und unangenehm vor. Insbesondere der Uebername hatte in ihrem Mund etwas bitter Beleidigendes für ihn.

„Also, wenn du es doch sagst: es ist so!“ sagte er, halb von ihr abgewendet, trocken, hartnäckig. „Bei unsereinem kommt zuerst der Karakter! Bei mir kommt zuerst das Dorf und dann lange nichts mehr.“

Er bemerkte erst jetzt, daß er allein stand; ihre feste Gestalt verschwand bereits hinter einer nahen Biegung des Waldweges.

Unwillkürlich griff er mit der Hand nach dem leise schmerzenden Denkzeichen an seiner Stirne, dessen Vorhandensein er ganz vergessen hatte. Es schien ihm plötzlich gewiß, daß dieses Mal allein an dem mißlichen Ausgang seines Werbeganges schuld sein konnte.

Während er gesenkten Kopfes langsam dorfwärts schlich, wunderte er sich heimlich darüber, daß ihm jetzt von der ganzen Begegnung nur noch der sonderbare Blick gegenwärtig war, den ihm Sabine fast zuletzt geschenkt hatte.

Nach dem Mittagessen machte er ganz nebenbei die Bemerkung zu Annette, daß sie sich mit dem Heiraten auch weiterhin gründlich Zeit lassen könne und nichts zu überstürzen brauche. Denn einer Frau habe sie vorläufig und bis auf weiteres nicht Platz zu machen. Und dann berichtete er ihr des Langen und Breiten von seinem wohlvorbereiteten Plan, der Nachbargemeinde das Teuffenholz abzuprozzessieren. Sie war anfänglich für nichts zu haben und eiferte wie besessen dagegen, daß man das schöne Fleckkind einer seßhaften Idee zuliebe aus dem Stall gebe. Aber schon nach der ersten leisen Ansspielung auf den harthölzernen Doppelkasten lenkte sie ein. Sobald sie ein bestimmtes Versprechen von ihm besaß, schrieb sie eigenhändig eine Karte an den Viehhändler Rebmann in Zimmerwald. Schon am nächstfolgenden Nachmittag kam der Handel ins reine, so daß Heinrich nun nicht einmal den nächsten Markttag abzuwarten brauchte. Es war ihm recht, denn der Gang wäre ihm sauer geworden.

Am gleichen Tage, da der Advokat Beerli seinen anbedungenen Vorschuß mit Schmunzeln einstrich, mußte des alten Marti Lieblingsbaum an der Lenzenhalde sein Leben lassen. Annette selber half bei der Arbeit mit. Während

Heinrich sich jeden Axtstreich sauer werden ließ und nicht recht voran wollte, war sie guter Dinge und bedauerte nur immer, daß man noch drei volle Jahre warten müsse, bis die Bretter tot und zum Verarbeiten bereit seien. Sie hub Erde aus wie ein Mann und zog jubelnd mit am Seil, bis der alte Kumpf endlich wankte und schwer hinschlug. Heinrich saß lange auf dem gefällten Stamm, der fast reden konnte und sah mit leisen Zweifeln im Herzen nach dem Teuffenwald hinab.

Elftes Kapitel. Zwei Ohrfeigen und ein Wort unter der Gartentür.

Winter und Frühjahr waren vorbei, es ging bereits sachte auf den Heuet hin, als Heinrich Lenz nach längerer

Geduldsprobe zum drittenmal beim Winkeladvokaten in Schmelzach vorsprach, um sich nach Stand und Fortgang der Teuffenwald-Angelegenheit zu erkundigen. Der Zeerli empfing ihn mit ausgesuchter Freundlichkeit, ja, er lud ihn diesmal sogar ein, mit ihm drüber im „Salong“ eine Flasche alten Neuchateler zu trinken.

In dem unheimlich tiefen und weichen Sitz seines Polsterstuhles beinahe versinkend, gab sich Heinrich Mühe, eine den Umständen angemessene Haltung zu bewahren, was zwar mit einigen Schwierigkeiten verbunden war, da seine Knie fast auf Kinnhöhe zu stehen kamen. Nach dem Vorbild seines Wirtes fasste er sein Glas nur leicht mit den Fingerspitzen an; der Augenblick, da der Zeerli auf „definitives Gelingen der Aktion“ mit ihm anstieß, entbeherte nicht einer gewissen Feierlichkeit.

Freilich erwartete Heinrich nun zu allererst auf die dringlichsten Fragen Antwort, die noch immer unausgesprochen auf seinem Gesicht geschrieben standen. Der Zeerli schien aber nicht lesen zu können, er tat wenigstens nicht dergleichen. Mit zutunlicher Anteilnahme erkundigte er sich nach dem Stand der Gewächse, nach den Aussichten für die Heuernte und nach vielen kleinen Dingen, die ihn nach Heinrichs Dafürhalten wenig angingen. Er fragte, ob die Obstbäume gut angezettelt hätten, und Heinrich berichtete der Wahrheit gemäß, man bekomme dies Jahr mit dem Obstlesen wenig zu tun. Er verfehlte nicht, mit einem Beihagen, gewissermaßen zu seiner eigenen Beruhigung, ergänzend beizufügen, daß auch in Rasparshub kaum ein Stiel geblieben sei.



Ernst Geiger, Ligerz. — Sommertag.

Endlich, als bereits die zweite Flasche auf dem Tische stand, lenkte der Zeerli das Gespräch mit einer behutsamen Wendung auf die Prozeßfrage hinüber, und Heinrich, vom Weine aus seiner Schüchternheit aufgeweckt, sprach unumwunden aus, er möchte nun gern endlich etwas von dieser Sache hören.

Der Zeerli zog jetzt sein winziges Notizbuch aus der Westentasche und verlangte in überlegenem Geschäftston einige Auskünfte betreffend der verschiedenen Holzarten, mit denen der Teuffenwald zurzeit bestanden sei.

Heinrich hielt das für durchaus unverständlich und zwecklos. Seine Ungeduld wuchs mit jeder Minute, bis er zuletzt nicht sehr höflich mit der trockenen Bemerkung herausplatze, er wolle jetzt zu allererst einmal wissen, was in Sachen bis heute gegangen sei und ob man Aussicht habe, mit dem Prozeß noch in diesem Jahrhundert ans andere Ende zu kommen.

Der Zeerli maß ihn mit einem kurzen stechenden Seitenblick, vom gegenteiligen Erfolg des Unregungstrunkes sichtlich mehr enttäuscht als erfreut. Aber er stellte sich nicht im geringsten beleidigt. Er begreife voll und ganz, daß ein Laie in rein juristischen Angelegenheiten leicht zu irrtümlichen Schlussfolgerungen hinneige. Dem gegenüber müsse wiederholt sanktioniert werden, daß die Invalidierung eines Erwerbstitels in der Regel schwer zu forcieren, daß aber in diesem speziellen Fall ein negatives Ergebnis immerhin nicht vorauszusehen sei. Dahingegen bringe es eben der nicht zu umgehende Formalismus zwingend mit sich, daß man bei dem fragmentarischen Charakter des bis jetzt er-



Ernst Geiger, Ligerz. — Blick auf den Bielersee mit der St. Petersinsel und dem Jolimont im Hintergrund.

schlossenem Aktenmaterials zu dessen weiterer vervollständigung schreiten müsse, was auch seinerseits bereits geschehen wäre, wenn die ganze Unternehmung nicht zufolge Unzulänglichkeiten materiellen Charakters eine Interruption erlitten und vorübergehend in eine Phase der Stagnation eingetreten wäre. Mit anderen Worten: er beantrage hiermit im Interesse der beförderlichen weiteren Anhandnahme des Prozesses eine Nachsubvention von nur zweihundert Franken.

(Fortsetzung folgt.)

Zu Ernst Geigers Bildern.

Der Bielersee besitzt in Kunstmaler Ernst Geiger einen begeisterten Ründer seiner Schönheit. Es ist zwar nicht so, daß dieser Künstler mit dem Malgerät auf dem Buckel an den Ufern des Sees herumstreift, um lauschige Buchten, Seeidyllen, Genrebildchen und solche Säckelchen aufzustöbern. Ernst Geiger malt keine Bildchen etwa im Sinne einer künstlerischen Heimatkunde des Bielersees. Nein, er malt Bilder, in denen die Lösung der großen künstlerischen Aufgaben erstrebt ist, wie sie dem Landschaftsmaler gestellt sind: Luft, Licht, Tiefe und Raum. Nicht zufällig ist es, daß der Künstler sich am Bielersee angesiedelt hat, erst in Twann, nun in Ligerz. Dieser See bietet ganz besondere Schönheiten, die ihn vor andern Schweizerseen auszeichnen oder ihn diesen mindestens ebenbürtig machen. Wer in Sommer- oder Herbsttagen, aber auch zur Frühlings- und Winterszeit den Jura-Höhenweg von Magglingen her gegen den Twannberg zu wandert, der erlebt Überraschungen, die sein Herz erfreuen. Besonders auf den Höhen über Twann und Ligerz bietet sich dem Auge manch ein entzündend schönes Seebild.

Da liegt vor ihm die leuchtende Seefläche, die wie ein Metallspiegel die Lichtstrahlen auffängt und zurückwirft, die von der abendlichen Sonne von Südwesten her über den Jolimont und die Sankt Petersinsel hinweg auf den See gegossen sind. Das Landschaftsbild hat hier eine ergreifend schöne Gestaltung. In der Tiefe zu unseren Füßen der leuchtende Wasserspiegel mit einer ganzen Skala von Weiß und Grau, von gelben, blauen, grünen und violetten Tönen. Darum der dunkelgrüne,

blaue Rahmen der Hügel- und Berglandschaft, und im Südwesten, durch die Lücke zwischen Jolimont und Jura, schweift der Blick über die weite Ebene des Großen Mooses und die weißschimmernde Fläche des Neuenburgersees hinweg. Wir haben ein beseligendes Raumgefühl inmitten dieses Höhenbildes; der Horizont, der an den fernen Alpen verblaut, erscheint in unendliche Ferne gerückt; das Auge mißt entzückt die Tiefe bis zum Seespiegel, und die Phantasie macht Ausflüge über die Wasserfläche hinüber zu der bewaldeten Insel Rousseau's „retrait chéri“, in die Buchten von Le Landeron und Erlach, wandert über den „Heidenweg“ zum Jolimont, oder fliegt mit Roeple über die weitgedehnte Hügellandschaft hinweg.

In ungezählten Variationen hat Geiger dieses Bild gemalt, immer bestrebt, die Tiefe des Raumes, den Duft der Ferne, die Leuchtkraft der Sonne, das Glitzern des Wassers, das Wolkenspiel und was solcher malerischer Probleme mehr sind mit seinem Pinsel festzuhalten.

Eine Eigenheit dieses Pinsels ist die, in dicken, ganz dicken Farben aufzutragen, ja, zumeist legt der Künstler überhaupt den Pinsel auf die Seite und arbeitet mit dem Spachtel und zwar so lange, bis er die Leuchtkraft des Weiß oder Rot oder Gelb der Leuchtkraft der Sonne nahegebracht hat, bis das Bild Tiefe genug, bis es Lust bekommen hat, wie man das auf dem Höhenweg droben am Jurahang mit stiller Freude erleben kann.

Geiger weilt auch öfters arbeitend am Luganer- und Langensee. Er hat, auf Hodlers Spuren wandelnd, die Schönheiten des Thunersees entdeckt, und zuweilen malt er auch den Neuenburgersee. Seespiegel, kräftige Uferlinien, schimmernde Buchten mit blauen Fernen, das sind eben die Lieblingsgegenstände seiner Kunst.

Ein unablässiges Mühen um die höchsten Ziele der Kunst in stiller Weltzurückgezogenheit und philosophischer Selbstbescheidung, die nicht Weltfremde und Interessenlosigkeit an den Lebensfragen der Gegenwart bedeutet — Ernst



Ernst Geiger, Ligerz. — Kapf, Dezembersonne.